

Der Schlitten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 7

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635093>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schlagen erleichtert, und eine Zusammenstellung von medizinischen Fremdwörtern mit der zugehörigen Verdeutschung, die im Umgang mit Ärzten nützliche Dienste leisten kann.

Mengs „Arztliches Volksbuch“ darf in seiner praktischen Anlage wie in seinem ganzen Geist und in seinem Ziel als eine glückliche Bereicherung der deutschen volkshygienischen Literatur bezeichnet werden. Wir möchten es unseren Lesern warm empfehlen.
H. B.

In Anton Bruckners Heimat.

Wer Bruckner ist, weiß heute, Gott sei Dank, jedermann. Ein großer deutscher Dichter, der zu unseren Besten gehört, hatte seine Reise nach St. Florian als eine Wallfahrt bezeichnet, eine Wallfahrt, die Anton Bruckner galt. Das ist ein schönes, glaubensstarkes Wort, dessen tiefer Sinn sich jedem in wunderbarer Weise erschließt, der in die Heimat Bruckners pilgert. — Auf einer kleinen Anhöhe thront der imposante Barockbau des Chorherrenstiftes, zu dessen Füßen sich der kleine Marktflecken ausbreitet. Uralt ist die Geschichte dieses Stiftes. Ein Opfer der von Kaiser Diokletian im Jahre 304 angeordneten Christenverfolgung wurde auch Florianus, früher Vorsteher der Leibgarde des römischen Statthalters Aquilinus von Lorch, der in die Fluten der Enns gestürzt wurde. Die Christengemeinde der Bischofsstadt Lorch hielt die Grabstätte des Blutzeugen und die dort errichtete Grabkirche wohl in Ehren, Mönche siedelten sich hier an und so entstand Sankt Florian. — Der mächtige Bau, der einen großen Hof umschließt, ist ein Riesendenkmal prachtvollster Barockkunst, die hier wahre Triumphe feiert. Die gewaltigen Massen, die Fülle an Farben, die edle Pracht aller Künste sind hier zu einer überwältigenden Einheit verschmolzen. Am schönsten konnte sich die Barockkunst in dem 32 Meter langen Festsaal entfalten. Etwa 3 Meter hoch sind die Wände mit Marmortafeln umkleidet, alles übrige ist Stuckmarmor. Die Deckengemälde stammen von Martino und Bartolomäo Altomonte. Der zweitgrößte Raum ist der prächtige 28 Meter lange und 15 Meter breite Bibliothekshauptsaal, über dessen Eingang in Marmor gemeißelt eine lateinische Inschrift zu lesen ist, die besagt: „Tugend und Wissenschaft haben sich hier zum immerwährenden Bunde geeinet und beiden heilig steht dieser Raum“. Etwa 120.000 Bände sind hier in der Bibliothek untergebracht, die noch weitere acht Räume umfaßt. Die Bibliothek zählt weiter zu ihrem Bestande über 800 kostbare Handschriften. — Zum Schluß kommt ein ganz kleines ärmliches Zimmer: das Bruckner-Zimmer. Kranzschleifen, Lorbeer, Photographien, der alte Bösendorfer-Flügel, der Lehnstuhl, ein Sessel und der Arbeitstisch. Das war seine Werkstatt, so schlicht und einfach, wie er selbst war

Kirche und Kloster bilden eine Einheit. Nach außen ist das Gotteshaus sehr einfach gehalten, aber das Innere ist von einer Pracht und Schönheit, die sich nicht beschreiben, sondern sozusagen nur erleben läßt. Der Bau wird von zwölf mächtigen Mauerpfeilern getragen, denen Säulen vorgelagert sind. Die Decke wird durch Quergurten in fünf Spiegelgewölbe und ein Kuppelgewölbe geteilt. Ueber den Kuppeln sind Emporen mit ausladenden Balkonen. Wundervolle Stuckarbeiten, Draperien, Girlanden, Engel, geschaffen von Bartholomeo Carlones, schmücken die Kirche. Die beiden Künstler Gump und Steidl bannten Himmel und Erde auf die Deckenfläche. Rückwärts die große Orgel, die durch ihren Meister Anton Bruckner berühmt geworden ist. Hier oben saß er und spielte zur Ehre Gottes, aus der Orgel quollen unerschöpflich die Melodien, das Gebet einer frommen, demütigen Seele stieg empor in die Ewigkeit der Sterne. Die Herrlichkeit des Himmels tat sich ihm auf und die Engel saßen ihm zur Seite und lauschten dem Lobgesang, der die Kirche, das Land, die Welt mit wunderbarem Lichte erfüllte

Unter der großen Orgel liegt er begraben. Auf einem Steinsodell in der Mitte der Gruft steht der Sarkophag,



Stift St. Florian in Oberösterreich, der Ort, wo der große Musiker Anton Bruckner wirkte.

der seine leiblichen Ueberreste birgt. Die letzte Ruhestätte des Meisters

Die älteren Leute können sich noch ganz gut an den Professor Bruckner erinnern, der so gerne Schnupftabak, der ein gar feines Aroma gehabt haben soll, in die Nase schob und anderen freundlichst „Bitte ein Priserl“, aufwartete, der über ein Gläschen Most mit Soda und Zucker nichts kommen ließ, der Schinkenlederln und Geselhtes mit Griechknödeln und Kraut den feinsten Speisen vorzog, der ein häufiger Besucher der Schwimmschule und vor allem den Kindern so zugetan war.

Die Erinnerung an den Menschen Bruckner wird hier als kostbares Vermächtnis behütet und vererbt. Sein Genie aber gehört der ganzen Welt, der ganzen Menschheit. Und Anton Bruckner selbst ist oben im Paradies und schaut herab auf sein St. Florian Hans Peischl.

Der Schlitten.

In der dunklen Ede eines Schuppens fristete er ein trübseliges Dasein. Niemand kümmerte sich eigentlich recht um das mit Tüchern behangene Gestell, als höchstens die Mäuse, die hier inmitten von zusammengetragenem Stroh und Hadeln ihre Residenz errichtet hatten.

Jahre verfloßen und bisweilen ging ein heimliches Zittern durch den Einsamen.

„Wie lange noch? Bald werde ich in Flamme und Rauch aufgehen, mein Gerippe zum alten Eisen wandern.“

Draußen waren die Herbstarbeiten beendet. Schwer beladen waren die Erntewagen über die knirschende Diele gefahren, und dann seufzte auch jedesmal der Schlitten:

„Ach, könnte ich doch auch noch einmal hinaus ans Tageslicht, ich erstickte hier unter dem Luche, laßt mich Atem holen!“

Man schrieb Dezember, der Monat des ersehnten Christfestes. Die Natur war erstorben, in Winterschlaf versunken.

Neues Hoffen durchdrang den Schlitten.

Nun wird wohl die Straße mit Schnee bedeckt, und dann darf ich wieder hinaus.

Er freute sich auf den kommenden Augenblick wie ein Kranker, welcher der Genesung entgegen sieht.

Eitle Hoffnung. Konnte der jahrelang ins dunkle Gefängnis Verbannte denn ahnen, daß die Menschen längst ein viel schnelleres Fahrzeug erschaffen, das auch im Winter über den Schnee dahinstrast ohne Pferd und Peitsche. Konnte er wissen, daß er überhaupt überflüssig geworden, weil seine Existenzbedingung — Schnee — ein gar seltener, kurzer Gast mehr war?

Doch solange noch Leben im Schlitten war, durfte er hoffen, und mit allen Fasern klammerte er sich an diese seine einzige Hoffnung.

Und das Wunder geschah.

Das Quecksilber sank. Bleiern hing das Gewölk, sank tief, immer tiefer, als hätte der Himmel die Kraft nicht mehr, es zu halten.

Einzelne Flöcklein wirbelten erschrocken in der Luft herum, dann immer mehr.

Es schneite.

Die Menschen stülpen den Mantelkragen hoch, drücken sich den Mauern nach, suchen Schutz an der Wärme.

„Wird wieder eine schöne Sauerei geben!“

Aber es schneit weiter, es schneit Tag und Nacht, die weiße Dede hält, steigt höher und höher. —

Morgen gibt's eine Schlittenfahrt, ruft glückstrahlend der junge Mann in die Stube. Die Kinder sperren das Maul auf, kaum können sie solches fassen. Eine Schlittenfahrt? Mit dem großen Schlitten und dem Sücoco, wo man schlitteln kann, ohne daß es bergab geht?

Sei, das gibt ein Fest!

Fast feierlich wird anderntags unser Schlitten hervorgezogen. Er reckt die steifgewordenen Glieder, schüttelt sich ein paarmal tüchtig.

Zwei — drei — vier Mäuschen springen erschrocken davon.

„Hinaus mit euch, ihr kleinen Nager, habt lange genug hier gehaust und kein Kostgeld bezahlt, sucht euch eine andere Wohnung!“

Etliche Stunden später steht der Wiedererstandene, mit farbigen Decken und Fellen bekleidet, reisefertig vor der Türe. Auch der Braune davor hat seinen schönsten Staat angelegt, kraht ungeduldig das Pflaster, daß die Schellen hell erklingen.

„Ob ich's wohl noch aushalte mit meinen steifen Knochen?“ fragt sich jetzt etwas ängstlich der Schlitten.

„Bah, es wird schon gehen!“

Mächtig zieht der Braune los, der Schlitten stößt ihn neckisch in die Hinterbeine.

„Siehst du, ich kann's noch!“

Dann ziehen sie beide dahin in die verzederte Welt hinaus.

Rein, blütenrein breitet sich die weiße Fläche vor ihnen aus, glitzernd, wie mit Diamanten übersät. Der Schlitten jauchzt entzückt aus allen Fugen.

„Vorwärts, Brauner, zieh, zieh mich ans Ende der Welt!“ Und der Braune geht in Gelopp über, federleicht erscheint ihm heute die Last, es ist, als ob Pferd und Schlitten einander jagten wie ausgelassene Kinder.

Nun geht's in den Forst hinein, tief verbeugen sich die weißen Tannen vor dem einziehenden Gaste. Ein alter Rabe hockt am Rande der Straße, reibt sich die Augen.

„Salut, salut, alter Freund, hätte nicht gedacht, dich im Leben noch einmal zu treffen, bist immer noch der leichte

Geselle, voll Uebermut. Aber gäll, jetzt können sie dich wieder brauchen, gefällt mir immer noch besser als die Stinkbennen, die hier das ganze Jahr vorbeisaußen und mir Dreck in die Augen spritzen.“

Lange noch glockt er dem Schlitten nach, flattert ins Gebüsch, dem Spuke nachzuträumen.

Weiter geht die Fahrt, vorbei an hablichen Bauernhöfen, durch schmude Dörfer.

„Marianneli, Christeli, schnell, es kommt ein Schlitten!“

Die Kinder drücken die Nase an die Scheibe, indeß der Bauer halb verärgert seine erkaltete Pfeife von einer Maulede zur andern stößt und an vergangene Zeiten sinnt.

Nun stehen Pferd und Schlitten vor dem Wirtshaus „zum Frohsinn“. Eine Zeitlang begafft der Schlitten den Wirtshauschild, dann beschleicht ihn langsam ein Gefühl von Wehmut und Zorn zugleich. „Frohsinn! Willst mich wohl foppen, schlechter Patron da oben, zum Teufel mit deiner Larve, meinst, ich hätte nicht gemerkt, wie's heute steht um mich herum? Haben sie mich heute morgen herausgepußt wie eine Brautjungfer, glaubie was Wunder zu erleben bei dieser herrlichen Winterlandschaft und, weiß Gott, nicht einmal ein armseliger Rumpelschlitten hat sich mir gezeigt. Niemand hat mein Wiedersehen begrüßt, angeglockt haben sie mich wie ein Meerwunder. Dafür sind Maschinen an mir vorübergesaußt, gebrüllt haben sie noch, als wäre der Leibhafte hinter ihnen her. Ja, ausgefözelt bin ich worden: „Was will der auf der Straße, der alte Kasten! Aber bin ich nicht viel schöner und vornehmer, jetzt noch, sag's, Wirtshauschild?“

Dieser bleibt ihm die Antwort schuldig. Schon zieht der Braune wieder an. Heimwärts.

„Brauner, nicht gar so schnell!“ beginnt es hinten zu jammern, „mir tun die Glieder, das Herz so weh, fahr langsamer, es könnte ein Unglück geschehen.“

„Red nicht dummes Zeug!“ schallt's zurück. „Wer wollte klagen, ich zieh dich ja, schäme dich vor dem schönen Schnee!“

Man näherte sich dem Dorfe, leicht senkt sich die Straße, der Schlitten kommt stoßweise ins Gleiten, er beginnt zu zittern.

„Brauner, guter Brauner, halt an, mir ist's zum Sterben, laß mich hier allein, ganz allein!“

Lichter winken den Heimkehrenden entgegen.

Schneller und immer schneller geht's.

Da — ein Rud, ein Krachen.

Nachzend neigt sich der Schlitten zur Seite.

Ade, du schöne Welt!

Im weichen Schnee haucht er sein Leben aus.

Andrae.

Betäubung.

Von Edgar Chappuis.

Es peitscht sie hin, die Männer, Kinder, Frauen.
Aus Alltagsgrau sie sehnuchtsvoll entfliehn.
Als gält' es, eine Seligkeit zu schauen.
So stürzen sie zur icalen Freude hin.

Blendende Lichter gleißen durch die Nacht.
Vergnügen lockt in vielerlei Gestalten. —
Dort ein geschminkter Mund beförend lacht.
Es hält sie nicht, die Zungen wie die Alten.

Musik schrillt auf. Halbnaakte Leiber drehen
Sich wild im Tanz, vergessen sich zu trinken.
Den kurzen Augenblick können sie sehen,
Von einem Taumel in den andern sinken.

In Licht, Musik, in tollen, bunten Farben,
Wirkt der Betäubung opiumschwere Macht.
Doch bei der Leidenschaft entsachten Garben,
Ist es die Maske nur, die gellend lacht.